



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichte einer Sammlung : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heit gebe, in seiner Amtswohnung die Angelegenheit weiter zu besprechen, falls es sich um schwierige Fragen, etwa um Pflichtenkonflikten, handelt. Daß die jetzt übliche äußere Form zu ändern, besonders das Flüstern im Beichtstuhl abzustellen sei, führt auch der im 33. Heft erwähnte Pfarrer Vorinec aus, dessen Buch beweist, daß solche Reformfragen von Seelsorgsgeistlichen lebhaft erörtert werden. Auch dürfte den jungen Geistlichen das Beichtgehören nicht erlaubt werden. Zweierlei aber sollte sofort geschehen — und es kann sofort geschehen, weil dadurch keine dogmatische Frage berührt wird. Die Bischöfe hätten ihren Geistlichen bei Strafe der Suspension den Mißbrauch des Beichtstuhls zu politischen oder zu nationalen Zwecken und zur Störung des Chetriedens zu verbieten und die Gläubigen aufzufordern, daß sie jeden solchen Mißbrauch der geistlichen Behörde anzeigen; und sie müßten die Zulassung von Kindern unter vierzehn Jahren zur Beichte verbieten. An vielen Orten werden schon die Zehnjährigen zur Beichte geführt. Aus welchen Gründen das unbedingt schädlich ist, braucht pädagogisch geschulten Männern nicht gesagt zu werden. Kommt es an Gymnasien vor, so hat es der Staat zu verbieten.

Ein wunderlicher Auswuchs des Bußinstituts, der sich bildete, als das forum externum in ein vermeintliches forum internum überging, ist der Ablass. Diesen Auswuchs mit dem richtigen Namen zu bezeichnen, würde, weil er ja noch eine Einrichtung der katholischen Kirche ist, der Staatsanwalt kaum erlauben. Aber der Ablass muß eben aufhören, eine solche Einrichtung zu sein; er muß unbedingt fallen. Ich glaube nicht, daß ein Theologieprofessor die Sophismen, mit denen er ihn dogmatisch zu begründen hat, seinen Studenten vortragen kann, ohne sich vor sich selbst zu schämen. Erzählen, wie die Einrichtung auf dem Wege der historischen Entwicklung geworden ist, das kann er, ohne sein Gelehrtengeissen zu verletzen, wenn auch nicht ohne peinliche Empfindung.

C. J.



Geschichte einer Sammlung

(Fortsetzung)



Es kommt mir nicht unmöglich vor, daß die Wirrnis der Umwälzung im Privatbesitz noch fortgewirkt und Verkäufe veranlaßt hat, die sonst nicht denkbar gewesen wären. Jedenfalls mußte der, der gezwungen war, Bilder zu verkaufen, oder sonst mit ihnen räumen wollte, sie damals zu Spottpreisen geben. Für die Musica aber hat mein Vater mehr bezahlt als jemals für ein Bild. Er brachte sie triumphierend wie einen teuren Schützling in einer Droschke angefahren.

Einmal später, als der Kunst- und Literarchistoriker Hettner in Rom war und meinen Vater aufsuchte, kam er beim Eintritt ins Zimmer der Musica gegenüber zu stehen. Da holte er eifertig seine Vorgnette aus der Tasche, um sie besser zu sehen.

Was haben Sie da für einen wundervollen Domenichino? sagte er.

Senatore Morelli urteilte anders. Er sagte: Es ist ein sehr schönes Bild aus der Schule Guido Renis, nicht von Domenichino.

Ein andres Bild in der Art des Domenichino, zwei famose nackte Bambini, die beim Schmetterlinggreifen hintereinander herstürzen, hat mein Vater auch aus jener Sammlung in Via San Giovanni in Laterano, auch riesige Fruchtstücke von Bonzi, detto il Gobbo di Caracci, denn nachdem er die Musica hatte, scheint das Format ihm keine Bedenken mehr gemacht zu haben.

Als ihn wieder einmal einer der Signorini durch die Räume führte, um ihm die Kauflust wach zu machen, blieb er bei einer Landschaft von Poussin stehn und pries sie meinem Vater dringend an.

Der aber dachte einen Doppelfang zu machen und sagte: Ohne Gegenstück kann ich sie nicht brauchen. Dort am Fenster hängt ein Bild mit ganz demselben Rahmen und in derselben Größe, das würde dazu passen.

Das war aber eine Landschaft von Salvator Rosa, nach der mein Vater großes Verlangen hatte.

Der junge Mann sah im Katalog nach und sah den Namen: Salvator Rosa; das war ja wohl ein berühmter, ein bravo pittore? Nein, das Bild will ich jetzt nicht hergeben.

Aber Sie sehen doch ein, daß ich den Poussin nicht ohne Gegenstück nehmen kann? Und es endigte damit, daß mein Vater mit beiden Bildern nach Hause kam.

* * *

Die Fundgrube in der Via war sehr ergiebig. Mein Vater hat von da später noch eine zweite Landschaft des Salvator Rosa an sich gebracht. Dann aber tauchte der Marchese auf. Der nimmt in meinen Kindheits Erinnerungen einen breiten Platz ein. An den Marchese ist mein Vater auf folgende Weise gekommen:

Es war ein vornehmer Russe in Rom, der sammelte. Es kam ihm auf Kuriositäten und Seltenheiten an, der Gegenstand selber war ihm gleichgültig, und Kunstverständnis hatte er keins. Die Erzieherin seiner Kinder kam öfter zu meinen Eltern ins Haus und erzählte dann von dem, was der Russe wieder gekauft hatte. Einmal war es eine Porzellanschale, auf der der Raub der Sabinerinnen gemalt war, nach einem Bilde von Caracci. Man hatte dem Russen gesagt, das Original von Caraccis Hand wäre in einer alten gräflichen Sammlung in den Marken. Der Russe hatte an den Besitzer geschrieben und hatte erreicht, daß er ihm das Bild verkaufte.

Das Merkwürdigste aber war, daß das Bild nicht allein kam, sondern ein zweites dabei, das der Mann von hohem Adel zum Verkauf anbot. Die Galerie aus den Zeiten seiner Vorfäter würde in der kleinen Stadt und in der Einsamkeit doch von niemand gesehen und langweile ihn.

Die Deutsche beschrieb das Bild, es wäre lächerlich und scheußlich gewesen: ein alter Mann oder ein altes Weib — das könne man nicht unterscheiden —, jedenfalls ein Mensch mit altem bartlosem Gesicht ließe eine Rake vor sich aufrecht stehn und wollte sie lehren Flöte blasen. Der Mensch trüge ein weißes, goldgesticktes Seidenhabit und eine weiße Halskrause und hätte ein rotes Barett mit wallenden weißen Federn auf dem Kopf und lache den Beschauer grinsend aus.

Mein Vater sagte, das erinnerte an die Niederländer, besonders an den galgenhaften Humor des Frans Hals — wie denn die Farben wären?

Die Seide und der rote Sammet wären ja wirklich wie Seide und Sammet, und das Grinsen wäre unverschämt natürlich, es wäre ein unglaubliches Bild.

Es möchte wohl ein sehr schönes Bild sein, meinte mein Vater.

Nein, so ein Bild könnte man doch nicht haben; der Russe würde es zurückschicken.

Mein Vater ließ sich die Adresse geben, die Galerie interessierte ihn zu sehr, und als die Sommerreise gemacht wurde, machte er auf dem Wege nach Tirol den Umweg über Cesena, um den Marchese zu besuchen. Er war nicht da, er hielt sich meist in Florenz auf. Aber der Haushofmeister führte meinen Vater durch

den Palazzo. Er fand eine Galerie von ungefähr zweihundert Bildern, darunter etwa vierundzwanzig von den großen Meistern der italienischen Blütezeit. Die Ahnen des Besitzers hatten die Bilder zum Teil selbst bei den Künstlern in Auftrag gegeben. Darüber gab es noch Verträge und Quittungen und einen Katalog, der die Bilder in Kupferdrucken wiedergab.

Auf der Rückreise machten meine Eltern in Florenz Halt und fanden den Marchese in einem prunkvollen Atelier; denn er malte zu seinem Vergnügen. Er hatte gerade ein kleines Rokokostück in Arbeit, einen Innenraum mit einer kassettierten Decke. Falls er Künstler gewesen wäre, hätte er so einen kostbaren Raum in Florenz leicht finden und an Ort und Stelle malen können, so schön, wie man ihn nur denken kann. Aber das war dem luxuriösen Dilettanten entweder nicht bequem oder nicht fürstlich genug. Er hatte sich vom Holzbildhauer eine Kassettierung schnitzen lassen, genau in der Größe, wie er sie für sein Bildchen brauchte, und in allerfeinster Arbeit. So war ihm sein Plafond ins Atelier gebracht worden, und er konnte ihn malen, ohne ihn zu verkleinern, und ohne von seinem seidenen Stuhl aufzustehn. Mit einem alten geschnitzten Schrank, der auf das Bildchen kommen sollte, hatte er es ebenso gemacht, hatte ein kleines, kostbar ausgeführtes Modell machen lassen, das vor ihm stand.

Allmählich brachte mein Vater die Rede von diesen Enkelwerken auf die Bildersammlung seiner Väter. Daß für ihn etwas davon erreichbar wäre, glaubte mein Vater nicht; aber der Marchese hatte einige ausgewählte davon bei sich in Florenz, die wollte mein Vater gern sehen.

Eines stand auf einer Staffelei, eine Madonna mit den Merkmalen der raffaelischen Zeit, der Nacken, die Schulter- und die Halsbewegung ganz bezeichnend, diese Profilstellung der Schultern und die Zurückwendung des Kopfes dem Beschauer entgegen, und bei dieser Wendung die ganz entfaltete Schönheit der Hals- und Nackenlinie. Die „schöne Madonna“ wurde sie von Kind und Kegel gerufen, seit sie bei uns war.

Und wie ist sie schön! Die Augen hält sie heruntergeschlagen, weil sie den Kindern zusieht, dem Bambino, das sie mit dem Arm hält, und dem kleinen Johannes. Die reichen sich ein Blümchen zu. In diesem gesenkten Blick und in dem lieblichen Munde der Madonna, was für eine Anmut, was für eine andacht-erweckende Goldseligkeit! Das ist ganz anders als die bewundernswürdige Bravour der nachraffaelischen Zeit, die unerschrocken jede Schwierigkeit nimmt. Dies ist wie von einer besessenen und begnadigten Hand gemalt — „Die schöne Madonna!“

Der Marchese sah wohl das Entzücken meiner Eltern und holte hinter einem Vorhang, wo Blendrahmen und Ateliergerät an die Wände gelehnt waren, noch einige Bilder hervor. Dabei war das von dem Russen verworfne, das unter den fürstlichen Sammlern, den Vorfahren des Marchese, als Rembrandt gegolten hatte. Bei uns heißt es der Ragenkerl. Da war Frans Hals mit seinem Mutwillen, aber nicht mit der erdigen Farbe, die seine Sachen sonst haben, sodaß es ist, als wenn er sich nicht die Zeit lassen könnte, der Farbe ihre Harmonien abzulocken in dem Drange, das Grinsen oder das Fletschen, den Eindruck einer Sekunde hinzustellen, sondern hier war der warme Goldton der besten Niederländer, und da hineingetaucht der Purpur und der weiße Seidenschimmer des Gewandes, die volle Zartheit des Federflaums — ein ganzes Meisterstück! Dabei eine Hand oder eigentlich ein Händchen, klein und kurz, das in seiner Dürtigkeit wieder an Rembrandt erinnert, dessen Schönheitsfuss sich in der Farbe genug tat, während er in der Form von dem unbefangenen Naturalismus war.

Es war nicht zu verwundern, daß dieser Erbe eines hohen Adels, wenn er seinen Sitz aus der vergessenen Landstadt nach Florenz verlegte, diese Perlen der alten Sammlung aus dem Palazzo in Cesena wegnahm, um sie in seiner Umgebung zu haben. Aber der Sinn der Sache war anders, denn nach einigem Zögern und Räuspern fragte er: Sagt Ihnen etwas davon zu? Mein Vater sah ihn ungläubig

an, aber der Marchese nickte und sagte: *Voglio disfarmene!* Ich will mich ihrer entledigen!

Meine Eltern waren atemlos vor Erstaunen. Sie verständigten sich mit den Augen, und meine Mutter verabschiedete sich, um die beiden allein zu lassen. In ihrem Herzen tat sie einen Stoßseufzer, daß sich mein Vater nicht überkaufen möchte. Er ging aber als Besitzer der „schönen Madonna“ und des Ragenkerls aus dieser Zusammenkunft hervor und hatte noch ein drittes gekauft, einen kleinern, figurenreichen Domenichino, Diana, die mit ihren Jungfrauen badet und den Aktäon verflucht, dem das Hirschgeweih schon zu sprießen anfängt.

Bei diesem Bilde hatte sich der Marchese lange gewunden und bedacht, ob er es hergeben sollte, weil es von Domenichino war. Seine Vorfahren hatten einen Katalog von der Sammlung herstellen lassen, in großem Folioformat, darin waren die einzelnen Werke wiedergegeben, auf ziemlich großen Kupferplatten gestochen und gedruckt. Dieser Katalog ist später, als mein Vater viele der Bilder gekauft hatte, in seinen Besitz übergegangen. Er enthält u. a. ein Bild des Raffael, eine Madonna, die in Gesellschaft von Engeln anbetend vor dem Kinde kniet, in einer weiten Landschaft. Ein Bild voll von Lieblichkeit, die mächtig wirkt, trotzdem daß die Kupferstiche ziemlich primitiv in der Ausführung sind. Ein andres von Perugino stellt die heilige Familie in der Werkstatt dar. Es scheint, daß sich dem Marchese diese drei Namen eingeprägt hatten: Raffael, Perugino und danach noch Domenichino, und daß ihn diesen dreien gegenüber der Stolz seiner Vorfahren festhielt, denn da war er zäh.

Von dem kleinen Domenichino hatte er sich nun trotzdem getrennt, seiner Überzeugung zum Trotz, hatte sich ein kleines Taschengeld gemacht für seine eleganten Bedürfnisse, wie Esau für das Linsengericht die Erstgeburt verkaufte, und es war, als wenn Domenichino es ihn hätte entgelten lassen in einem spätern Fall, von dem ich Ihnen dann erzähle.

Der Marchese kam in jedem Jahr ein- oder mehreremal nach Rom. Dann kam er auch auf das Kapitol und suchte meinen Vater auf. Er war der vollendete Kavaliere, bat, die Signora begrüßen zu dürfen, führte Unterhaltung, erhob sich schließlich und wurde zur Tür des Salons geleitet. Dann, die Hand auf der Klinke, zögerte er einen gemessenen Augenblick, senkte die Augen auf den Boden und hob sie plötzlich wieder, wie von einem Einfall getrieben.

Machen wir heute nichts? sagte er dann.

Daraufhin kehrte er mit meinem Vater allein in den Salon zurück. Die beiden setzten sich und spielten mit Zurückhaltung und Würde das gewohnte Spiel, bis schließlich mein Vater wieder eins der Bilder hatte. Den Katalog mit den Kupfern ließ der Marchese bei meinem Vater zurück als eine Angelvorrückung, damit er meinen Vater bei seinem Besuch im nächsten Winter von neuem an eins der Bilder festgebissen finden möchte.

Einmal waren wir auch alle in dem Palazzo in Cesena, der mir riesengroß in der Erinnerung ist, weil ich ein Kind war. Nach den Erzählungen meiner Mutter ist er für italienischen Maßstab aber nicht groß. Es waren zwei Flügel, durch eine große Loggia verbunden, unter der die Durchfahrt lag. Die Liebe und den feinen Schönheitsinn des Erbauers hätte man ihm angesehen; dem Nachkömmling war er aber hinderlich und zuwider.

Er sagte seufzend zu meinen Eltern, es wäre eine cosa seria, eine harte Sache für ihn, da in Cesena zu sitzen. Zu der Zeit seiner Vorfahren war es eine ansehnliche Stadt gewesen, aber seit die Eisenbahn den Verkehr hindurchleitete andern größern Mittelpunkten zu, lag es vernachlässigt am Wege; und er wieder vernachlässigte und plünderte den Palazzo.

In einem der Räume hatte er sich in Fresken ergangen. Das war ein langer Zug von Nobili, vermutlich ein Vorgang aus seiner Familiengeschichte, und wie mir scheint, war da viel Terra di Siena dabei in Anwendung gekommen; ich habe

einen rotbraunen Eindruck davon im Sinn. Auf der Loggia bekamen wir Kinder Limonade; das gefiel uns sehr.

Mein Vater blieb drinnen vor einem sehr schönen und großen Bilde von Domenichino stehen und fragte halb scherzweise:

Was kostet das?

Das verkaufe ich nicht, sagte der Marchese so bestimmt, daß mein Vater nie wieder davon anfang.

Viel später, als der Marchese wieder einmal in Rom war — damals hatte mein Vater schon die bedeutendsten Bilder aus der Sammlung im Besitz —, saßen sie mit dem Katalog.

Der Marchese wollte gern ein Geschäft machen.

Mein Vater sagte: Sie wissen, was ich von Ihren Bildern noch haben möchte, den Perugino.

Darauf machte der Marchese nichts als ein ablehnendes Zeichen.

Er warf die Blätter unwillig herum. Aber das da, sagte er und zeigte auf die Jael von Domenichino.

Das wollen Sie doch nicht weggeben, sagte mein Vater. Er bekam Herz-Klopfen vor Erwartung.

Der Marchese machte eine Bewegung, als wenn er sich eines unwichtigen Grundes entledigen wollte, und sagte: *Perchè mi copro tutt' una parete...* weil es ihm eine ganze Wand zudeckte!

Und mein Vater hat das Bild bekommen, allerdings ohne Rahmen; der war dem Marchese unentbehrlicher als das Bild. Vermutlich wollte er da etwas rolokoartiges hineinmalen und seine Wand damit zudecken.

Einen Augenblick der Spannung erlebte mein Vater noch, ehe sie miteinander handelsmäßig wurden. Er erinnerte sich wohl, daß der Marchese Bedenken gehabt hatte, das kleine Bild von der badenden Diana herzugeben, weil es von Domenichino war. Und nun dieses große wundervolle Ding, viel schöner als alles, was Domenichinos Vaterstadt Bologna in ihren Sammlungen von ihm hat, ein Bild, wie es außer bei den Borgese in keinem Privatbesitz mehr vorkommen mochte!

Der Marchese saß nachdenklich und las die große gestochene Unterschrift: *Quadro del Domenico Zampieri, posseduto nel 1748 dalla nobile famiglia Zagnoni di Bologna.* (Bild des Domenico Zampieri, 1748 im Besitz der edeln Familie Zagnoni von Bologna.)

Aus diesem Besitz hatten es also die Vorfahren des Marchese übernommen, und da war der Maler mit seinem vollen Namen aufgeführt. Das kleine Bild der badenden Diana dagegen, das die Marchesi vermutlich bei Lebzeiten des Meisters unmittelbar aus seinem Atelier gekauft oder bei ihm bestellt hatten, ist im Katalog als „Domenichino“ bezeichnet — mit dem Rufnamen, der jedermann geläufig ist. Dieser Nachkömmling aber, der jetzt vor dem Katalog saß, hatte keine Beziehung zu den Bildern selbst, außer wenn sie eine schadhafte Wand zudeckten, und so weit hatte er sich nie mit dem alten Familienschatz eingelassen, daß er von Domenico auf Domenichino geschlossen hätte.

D'un certo Zampieri, sagte er langsam.

Ja, sagte mein Vater, von einem gewissen Zampieri.

Dann waren sie beide still. Mein Vater saß mit angehaltenem Atem und wartete. Der Marchese wiederholte den Namen auch noch einmal, aber ohne innere Beteiligung; dann schlug er das Buch zu, und mein Vater war Besitzer dieses Werkes von einem gewissen Zampieri.

Es hat lebensgroße Figuren, die Jael und den Siffera, dem sie den Nagel in die Schläfe hämmert. In großer Lieblichkeit hebt sie den Hammer mit beiden Händen, um noch einmal zuzuschlagen. Siffera, der Feldhauptmann, liegt am Boden und zuckt im Todeskrampf zusammen. Bewunderungswürdig ist die Verkürzung, in der dieser Riese dargestellt ist. Man hat den vollen Eindruck des gewaltigen

Körpers, und dabei deckt er, wie er sich wälzt und im Tode bäumt, keine größere Fläche als die schöne Zael, die neben ihm kniet.

Ob es möglich ist, eine Arbeit wie die, bei der sie am Werke ist, mit dieser gelassenen und würdevollen Anmut zu verbinden, das hat den Domenichino Zampieri offenbar weniger beschäftigt als die Aufgabe, ein schönes Frauenbild in seiner Vollendung hinzustellen. Das Gewand ist auf einer Seite vom Oberkörper heruntergefallen, es weht im Winde, aber ein schmales rotfarbnes Bändchen scheint es noch ein wenig zu halten. Dies ist allein schon ein Meisterstück malerischer Wirkung, wie es zwischen dem weißen Leinen hervorkommt, die Brust und die Seite der Frau kreuzt und wieder im weißen Leinen verschwindet. Dies scheinbar gleichgültige Nebending betont auf die zarteste Weise den Schimmer der Haut und die Formen. Die Frau ruht auf einem Knie. Die Arme sind erhoben, der Kopf herumgewandt und geneigt, der ganze Leib in Fluß und Bewegung, und dabei die Schönheit des Kopfes!

Ich glaube, das Bild verdient sich die zärtliche Verehrung, die es bei uns immer genossen hat. Mein Vater kaufte bald darauf den großen Rahmen eines Altarbildes in massiver Holzschnitzerei. Der paßte flachgelegt für das Längenformat der Zael. Ob der Santo, der zu dem Rahmen gehörte, noch dabei war, als er zu uns kam, weiß ich nicht. Von Wert ist er jedenfalls nicht gewesen und hat der unchristlichen Zael mit Recht den Platz geräumt.

Mein Vater wollte ihr aber auch sonst noch besondere Pflege angedeihen lassen. Er fand die Leinwand, auf der sie gemalt war, nicht schön genug für das Bild. Sie war auf der unbemalten Seite altersschwarz und rauh. Die Zael sollte eine neue Leinwand haben. Mein Vater hatte als Knabe zuhause einmal ein altes, blankes Perückengroßvaterbildnis „gefüllert.“ Das wäre sehr gut gegangen.

* * *

Die Wohnung im Seitenflügel des Palazzo Caffarelli, die meine Eltern inne hatten, war so beschaffen, daß die Räume für die Familie im ersten Stock lagen, nach dem Kapitolsplatz aber das alte Gebäude drei Stockwerk tief abfiel. Von den Wohnräumen ging ein enggewundnes steinernes Wendeltreppchen hinunter zu meines Vaters Privatreich.

Da unten hatte es immer etwas Geheimnisvolles für uns. Es war da ein großer gepflasterter Raum, halb Halle und halb Flur, mit einem Portone nach draußen, nach dem Caffarelli zu. Die Torflügel trugen ungeheure schmiedeeiserne Riegel, die durch so und so viel schwere Öfen donnerten, wenn man sie vorschob. Der Palazzo soll seinerzeit einmal für Kaiser Karl den Fünften gebaut worden sein, als er in Rom erwartet wurde. So viel ich weiß, kam der Kaiser nicht und hat ihn nie betreten, aber die dicken Wände, in denen die Fensterbänke die Tiefe von kleinen Zimmern hatten, und die kriegerische Rüstung der Türen sprachen noch von der Zeit, wo jedes Haus, und besonders ein fürstliches, gewärtig sein mußte, gelegentlich Festung zu sein.

Da unten gab es noch einige unheimliche Räume, darunter einen, der wie ein kleiner Hof war, aber durch die Höhe der aufsteigenden geschwärzten Mauern mehr einem weitläufigen Ramin glich. Man konnte von der Wohnung aus über eine kleine Loggia da hinabsehen, und wenn Weihnachten vorbei war, und wir Kinder den Christbaum geplündert hatten, wurde er da hinunter geworfen. Ich erinnere mich, wie wir einmal standen und ihn an den obersten Spitzen noch lange schwebend hielten, weil wir ihn nicht in die finstre Tiefe lassen wollten.

Das Gastzimmer war auch da unten und hinter ihm ein Raum, dessen Fenster auf den finstern Ramin ging. Es war schwer vergittert, aber doch nicht gegen Fledermäuse, von denen ich habe sagen hören, daß es viele da unten gegeben habe. In stimmungsmäßiger Würdigung des Ortes hatte mein Vater auch noch den „Hexerich“ im Gastzimmer aufgehängt. Es war, glaube ich, einer der Gäste, der

da unten geschlafen hat, der später feststellte, der Hexerich hätte den bösen Blick, das „Malocchio.“ Wenn sich so ein Wohngast am Abend von der Familie verabschiedet hatte und mit seinem Lichtchen die Wendeltreppe hinuntergestiegen durch so und so viel dicke Türen über Stufen und Schwellen bis in sein Zimmer gelangt war, dann war da wenig Aussicht, sich den Mitlebenden verständlich zu machen, und falls er auf den Einfall gekommen wäre, die Aufmerksamkeit der Familie herbeizurufen, hätte es höchstens durch einen Pistolenschuß geschehn können.

Dort unten hauste mein Vater bei Tage in seinem Studierzimmer und einem großen danebenliegenden Raume. Er hatte da Gesellschaft von großen schweinsledernen Folianten mit rotem Schnitt und rot und schwarz gedrucktem lateinischem Text auf Büttenpapier, Bände für die Dauer von vielen Jahrhunderten eingerichtet.

Darauf haben wir die Probe gemacht, mein Vater hatte einen davon in die Wohnung hinaufgebracht; den mußten wir Kinder, wenn nach unten ein Zeichen gegeben werden sollte, mehreremal auf den Fußboden werfen. Wir konnten ihn gerade heben, und es war kein schlechtes Gepolter, wenn er zu Boden schlug. Aber der Einband wich und wankte nicht, und das Buch war hinter dem Nachrichten=dienst so fest, wie es vorher gewesen war.

Dort unten gab es noch andre Bücher, ich muß es Ihnen genau beschreiben, dieses geheimnisvolle Reich, wo wir manchmal zu Gast sein durften. Denn ich liebte es zu sehr, und es ist mir erinnerlich, daß Wohnungen mit Zimmern, die auf einer Ebene lagen und ordentlich eins ins andre führten, ohne Schlupfwinkel oder Wendeltreppen, ohne die Möglichkeit von Fledermäusen und großen alten Ratten, mir erstaunlich und gewissermaßen unvollständig vorkamen.

Wenn wir unten bei meinem Vater waren, saßen wir still und ehrfurchtsvoll auf dem grünen Teppich, mit dem der Backsteinfußboden bezogen war, und unter den hier unten noch eine dicke Lage Stroh gelegt war um der Kälte willen, die das Gemäuer ausströmte.

Da gab es lange, schmale Bücher mit englischem Text, der in zwei Säulen gedruckt war, und den ich nicht verstand, sehr ärgerliche und zahlreiche Seiten lang, aber dazwischen immer wieder ein Blatt mit Umrißzeichnungen, in Kupfer gestochen, die mir einen wunderbaren, lichtpendenden Eindruck machten. Es waren Darstellungen zu Shakespeare, in der zarten und leicht zum Süßen neigenden Manier der Engländer, schöne Jünglinge mit kurzen Brokatröcken, mit winzigen Härtchen und langen Locken. Da war Julia, die zu dem Mönch in die Kapelle tritt, unter den zierlichen romanischen Rundbogen, da war ihr Sarg und sie geschmückt darin. Da war die Desdemona, und der Mohr und Zweikämpfe mit dem Degen. Sie können sich nicht denken, wie schön die Bücher waren, vielleicht um so mehr, als ich den Text nicht kannte und darauf angewiesen war, mir verbindende Geschichten auszudenken.

Hier unten ging mein Vater ganz allein ans Werk, den Domenichino zu bessern. Er liebte ihn sehr, ich glaube, wie ein leibliches Kind, und das war ihm hinreichend Gewähr dafür, daß ihm zum besten gereichen würde, was er damit vornahm. In dem großen Raume neben dem Studierzimmer, den die Gäste bewohnten, wenn welche angereist kamen, standen die beiden riesigen Tische für das Opfer bereit, das mein Vater vom Blendrahmen abgelöst hatte, auf dem es gewesen war seit diesen fast dreihundert Jahren, wo es Domenichino als vollendet der nobile famiglia Bagnoni in Bologna übergeben hatte. Dann bekam meine Mutter den Auftrag, einen Kleister aus Wasser und Stärke zu kochen. Das tat sie auch. Aber sie segnete und schwur sich hoch und teuer, sie wollte an der Verwendung des Kleisters keinen Teil haben; denn sie hielt die Sache für gefährlich. Mein Vater aber stieg mit seinem Kleistertopf die steile Wendeltreppe bis in die Tiefe hinunter, dort angesichts des Hexerichs, der mit dem „Malocchio“ bewohnte, wurde die beste holländische Leinwand, die es in Rom zu kaufen gegeben hatte, strohhalmdick mit dem Kleister bestrichen, das Bild mit der Rückseite darauf

gelegt und fest angebrückt. Nun war es gefüttert und sollte trocknen. Aber die dreihundertjährige Farbe im edeln Hause zu Bologna und im hochgräflichen zu Cesena, alt aber nicht minder leuchtend geworden, fand die Annäherung des Kleisters nicht gemäß. Ein paar Tage lag die Fael noch ruhig auf den Tischen, das Bild lieblichster Geschäftigkeit bei ihrem schrecklichen Werk, dann hob sich die Farbe und ließ in dicken Adern das Wasser durch, das zu verdunsten verlangte. Durch das wunderschöne Gesicht, über die Schultern und kreuz und quer durch das ganze Bild liefen die Adern. Nach Wochen war das Wasser zwar verdunstet, aber die Farbsplitter, die es aufgehoben hatte, lagen lose auf der verwüsteten Fläche.

Ob mein Vater damals die Tage unten in seinem Studierzimmer zugebracht hat, Wand an Wand mit dem geliebten Bilde, bei dem sich die Zerstörung vollendete, weiß ich nicht. Wir Kinder beobachteten aber ganz still und scheu die Trauer des Vaters. Eine Weile zuvor war in Deutschland seine Mutter gestorben. Er hatte sehr an ihr gehangen, aber uns schien, als wenn ihn dies ärger erschütterte, daß er einem Werk von solcher Vollkommenheit, das sich in tadelloser Frische durch die Jahrhunderte erhalten hatte, den Untergang bereitet hatte.

Das Zimmer, worin das Bild lag, wurde verschlossen, damit nicht, wenn einer vorüberging, eins der Farbenteilchen von der Luftbewegung aufgehoben und weggetragen wurde.

Längere Zeit darnach hörte mein Vater von einem sehr geschickten Restaurator und ließ ihn kommen.

Signor Roggeri schüttelte den Kopf. „Che disgrazia! Was für ein Unglück!“ Dann trat er behutsam hinzu und untersuchte mit Hilfe einer feinen Pinzette unter den abgesprungenen Farbenteilchen. Er paßte einige davon unter der Lupe aneinander, prüfte sie nach der Farbe und nach der Bruchfläche, wo sie hingehörten, und setzte sie ein. Dann richtete er sich auf und sagte, daß er das Bild retten könne.

Von da an gehörte Signor Roggeri zum Hause, ähnlich wie eins der Bilder, ohne die wir uns das Dasein nicht mehr vorstellen konnten.

Wenn wir einmal hinunterkamen, stand er mit seinem ernsthaften und milden Gesicht über die großen Tische geneigt, einmal wie jedesmal. Wenn er ein Fleckchen zusammengesucht und ineinandergefügt hatte, überklebte er es mit weichem Seidenpapier, damit die Splitter nicht wieder flüchtig werden konnten. So kam er langsam, langsam wie Ameisenarbeit vorwärts.

Es war für meiner Eltern Verhältnisse ein großer Geldaufwand, der da unten ganz in der Stille gemacht wurde, denn die Wiederherstellung des Bildes dauerte lange. Aber mein Vater hielt sich dazu verpflichtet diesem Werk gegenüber.

Damals fingen, glaube ich, meine Eltern an, sich von Rom loszulösen. Mein ältester Bruder war schon nach Deutschland geschickt worden, damit er dort auf die Schule gehn sollte, und meine Eltern wollten so bald wie möglich ihm nach. Unter dem Eindruck, daß ihm nur noch begrenzte Zeit zur Verfügung stünde, war mein Vater besonders stark auf der Jagd.

Jetzt war er den Antiquaren schon bekannt. Manche verlangten ein Gutachten von ihm, und wenn wir draußen auf dem Platze vor dem Caffarelli spielten, wo man Rom wie einen Teller unter sich ausgebreitet liegen sieht, kam nicht selten einer über das Kapitol herauf und fragte nach dem Professoro alto coll' occhiali. Wir Kinder wußten schon, wer „der große Professor mit der Brille“ war, und wiesen ihn zu unserm Vater. Manchmal kamen sie mit einer Droschke angefahren und brachten große Schinken an. Früher, als wir sehr klein waren, ging die Steigung von der Piazza Ara Celi schnurgerade zum Kapitol hinauf und von da wieder zum Caffarelli. Später wurden die Serpentine angelegt, aber die Steigung unter dem Tore durch, wo der deutsche Grund und Boden anfängt, zum Caffarelli hinauf ist immer noch so steil wie früher. Da müssen die Pferde einen tüchtigen Anlauf nehmen, wenn sie in einem Zug über die Serpentine und dann die letzte

steile Steigung schlanke hinaufkommen wollen. Das leise Klirren, mit dem sich die Fensterseiben daran beteiligten, hat sich mir für immer eingepreßt. Wenn ich jetzt so weit weg von Rom mit geschlossenen Augen liege, und durch irgendeinen Zufall die Fensterseiben klirren, denke ich so: es fährt ein Wagen die Salita hinauf!

Gelegentlich kam dann statt eines der vollständigen Fuhrwerke, die bei der Botschaft zu tun hatten, ein Droschkengaul hinaufgearbeitet, und aus dem Wagen wand sich ein gebücktes Schachermännchen mit einer großen altersschwarzen Leinwand voll scheußlicher Heiliger, der nach dem Professore coll' ocelliali fragte. So und so oft hörten wir draußen an der schweren Haustür die Anpreisung: Un bellissimo originale! Es war ein Bestandteil unserer Spiele geworden, irgend etwas herbeizuschleppen und mit dem Ton feierlicher Beteuerung zu sagen: Un bellissimo originale! Mein Vater lachte in diesem wie in jenem Falle, und die Scheusäler wurden wieder weggetragen.

Dies waren die Nebenläufer und Auswüchse. Sonst aber ging es hier so wie überall, wo einer sich tief mit einer Sache einläßt, sie entfaltet sich und bekommt selbständiges Leben und wächst in die Breite und in die Tiefe, wie ein Fluß, der sich selber die Umgebung verändert, dies und das mitführt, umbildet und schließlich die Lebensbedingungen um sich her diktiert, während er sich vorher eingerichtet hatte nach dem, was ihn umgab.

Erst hatte mein Vater überlegt, ob sich die Bilder im Format für einen Privatmann eigneten, ob das Dargestellte für ihn möglich wäre, ganz abgesehen davon, ob er die Ausgabe verantworten könnte. Nun waren sie schon souverän geworden, und wenn er einer wertvollen Sache begegnete, machte sie einfach Anspruch auf ihn, und das, was er überlegte, war nur, wie er es einrichten konnte, daß sein Geld reichete, um das Bild an sich zu bringen. Die Besitzer von den bellissimi originali hofften vergebens, daß sich mein Vater durch die Altersschwärze bestechen ließe. Aber er kannte nun doch die Schlupfwinkel, in denen er suchen mußte. Da hatte er da und dort die Gegenstände seiner Wahl stehn und hängen und ließ sie „reif“ werden.

(Schluß folgt)



Warum?

Von Luise Algenstaedt

(Schluß)



auf dem Hofe war keine Menschenseele sichtbar. Es war früher Nachmittag. Aus der Scheundiele schallte der Takt der Dreschflegel — im Stall brumnten die Kühe. Zwischen dem Dunghaufen und einer Holzmiete zog sich eine meterhohe Schneeschanze quer über den Fahrdamm, und von ihrem scharfen Rande peitschte der Wind ihm die Körner ins Gesicht, sodaß er die Augen nicht offen halten konnte. Er wollte sich hindurcharbeiten, aber glitt aus und stürzte mit einem halblauten Jammer- ruf in die weichen Massen.

Es mußte wohl komisch aussehen, wie er fruchtlose Anstrengungen machte, mit seiner Last wieder aufzukommen, denn auf der Tenne hörte das Dreschen auf, und ein stürmisches Gelächter erscholl. Er hörte seinen Namen nennen, und ein Knecht in hohen Stiefeln kam langsam heran, um den Spaß in der Nähe anzusehen und auch — wenn es durchaus sein mußte — zu helfen. Der Hausierer war jedoch schon aus seinen Trageriemen geschlüpft und stand auf den Füßen,